

Vorweihnachtliche Spendenaktionen

Alle Jahre wieder: „Auch Not und Elend miteinander teilen“

„Alte Frau muss von 173 Euro leben.“
„Der Asthmatikerin bleiben nach Abzug von Miete, Heizung, Strom und Telefonkosten noch 195 Euro zum Leben.“

„Die Mutter, längst mit einer kleinen Rente im Ruhestand, lebt in relativer Armut. Eine Zeilang hat sie die Rente mit Putzen aufgebessert. Die Wäsche wäscht sie mit der Hand, weil ihre Maschine kaputt ist. Nach Abzug aller Fixkosten hat sie für sich noch 228 Euro zum Leben.“

Eine Zeitung, die mitten im Jahr solche Meldungen gar noch in Serie brächte, geriete postwendend in Sozialismus-Verdacht. Schließlich ist doch klar, dass die Ausbeutung in Gestalt von jungen und alten Krüppeln, Früh- und Spätrentnern allerlei menschlichen Abfall hervorbringt. Und ebenso klar ist, dass es denen auch finanziell dreckig zu gehen hat, gerade weil sie sich nicht oder nicht lange genug oder nicht mehr haben ausbeuten lassen. Warum also auf deren Elend herumreiten? Es dennoch zu tun, wäre glatt staatskritisch.

Etwas ganz anderes ist es jedoch, wenn solche Meldungen in der Vorweihnachtszeit präsentiert werden: Dann sind sie mit einem Emblem versehen und erscheinen nicht unter der Rubrik „Sauerereien des Staates“, sondern „Freude für alle“ mit Angabe eines Spendenkontos. Es handelt sich um eine „Weihnachtsaktion“, also nicht um Kritik, schon gar nicht am Staat, sondern um „tätige Besinnung“ bei den Lesern.

Sozial vorbildliches Elend

Damit sich diese auch einstellt, muss das Elend entsprechend zurechtgemacht werden:

1. reicht es keineswegs aus zu erwähnen, dass jemand z.B. obdachlos ist – Rührung soll den Leser ergreifen, weswegen eine kunst- und liebevolle Ausmalung des Elends erfordert ist:

„Dick eingepackt zieht er von Platz zu Platz. Wie viele Jahre schon trägt er den ausgebleichten Parka? Er schlägt sich durch mit dem, was aufmerksame Menschen ihm in die Hand drücken, und mit Resten, die er auf seinen Streifzügen aufgabelt. Sein wertvollstes Stück: Ein Fahrrad. Seine Wohnung: Ein Schlafplatz unter einer Straßenbrücke am Fürther Stadtrand.“

2. Dass es jemand dreckig geht, ist freilich noch lange kein Grund, ihm zu helfen. Entscheidend ist vielmehr, dass die Betroffenen unverschuldet in Not geraten sind –

„Arbeiten kann der frühere Automechaniker und Gabelstaplerfahrer wegen seiner Rückenverletzung nicht. Doch eine Rente erhält er ebenso wenig.“

„So viel kann die Familie nie sparen, zumal der Vater arbeitslos ist. Die Firma hat Insolvenz angemeldet.“

3. Beliebte Opfer sind daher Rollstuhlfahrer beiderlei Geschlechts, vor allem aber kranke Kinder, deren Not garantiert unverschuldet ist.

„2 Wochen war das Baby auf der Intensivstation beatmet worden. Dann stand fest, dass es nach amtlichen Kriterien als 100% behindert gilt.“

4. Wer nicht unheilbar krank ist, muss schon mehr bieten, z.B. besonders lange Not:

„Fast vierzig Jahre kamen die Schicksalsschläge knüppeldick: Wie viel kann eine Frau auf Dauer eigentlich verkraften?“

oder ruinösen Einsatz für andere:

„Käme der Sohn für immer in ein Heim, würde das die Allgemeinheit etwa 5000 Euro im Monat kosten. Die Mutter, längst mit einer kleinen Rente im Ruhestand, macht es klaglos. ... Inzwischen ist die Mutter selbst an einem Tumor erkrankt. Sie hat jedoch, um den Sohn nicht allein zu lassen, eine Operation verweigert.“

aber auch mutterkreuzverdächtige Leistungen für unseren Staat:

„Sie hat zehn Kinder geboren.“

5. Bei alledem ist aber auch moralisch einwandfreies Aushalten des Elends unerlässlich: „Es spricht für die Mutter, dass sie in dieser Lage vor allem an die Kinder denkt. Das Geld ist verbrannt, aber das Baby braucht Windeln, und der Junge braucht eine neue Büchertasche und Schullefte und und und.“

besser noch ein freudiges Bejahen der Not; schließlich hängt Zufriedenheit nicht mit dem Geldbeutel zusammen:

„Einen Urlaub hatten sie nie. Wenn sie sagt: „Mein Urlaub findet mal am Johannisfriedhof statt“, dann klingt dies nicht grämlich oder verbittert. Da verstärken sich eher die Krähenfüßchen (wie putzig!) an den Augen. Sie nimmt den Verzicht mit Humor.“

Unverdientes Schicksal...

Gerade weil die Opfer an ihrer Not schuldlos sind, gilt es, etwaiger Kritik am Staat entschieden vorzubauen. Zwar können sich die Zeitungen im Allgemeinen auf die verbreitete Gemeinheit verlassen, dass, wer nichts leisten kann, auch verdienstermaßen ärmlich zu leben hat; aber gewisse Lügen über das Wirken des Staates sind immer angebracht:

1. Die fällige Haupt- und Oberlüge ist die Sache mit dem Schicksal:

„Viele Menschen müssen ein Leben lang die Schicksalsschläge knüppeldick hinnehmen. Die gebürtige Polin Olga B. wurde schon als kleines Mädchen mit ihren Eltern und Geschwistern ins KZ gesperrt (Nazis als Schicksal!). Im zweiten Weltkrieg verlor sie Vater und Mutter (Krieg als Schicksal!). Zehn Kinder hat die Frau zur Welt gebracht, sechs davon groß gezogen (Kindersterblichkeit als Schicksal!). Die Übersiedlung in die Bundesrepublik, der neue Anfang aus dem Nichts heraus (kein Geld als Schicksal!) kosteten Kraft. Der erste und ein zweiter Herzinfarkt (Überarbeitung als Schicksal!) ...“

„Allein die Miete zehrt schon ihre geringe Rente (Erwerbsunfähigkeit) (Überarbeitung und Sozialstaat als Schicksal) auf, mit der sie knapp über dem Sozialhilfeniveau liegt. Alle übrigen Ausgaben muss sie von Kinder- und Unterhaltsgeld bestreiten (Sozialstaat als Schicksal).“

So leicht kann man das wenig segensreiche Wirken von Staat und Kapital in das Spiel dunkler Mächte umdichten, wenn man nur will!

2. Dass Sozialstaat und -kassen nichts oder sauwenig zahlen, ist selbst den Pressefritzen keine reine Frage des Schicksals, sondern – man höre und staune – eine Frage der Wirtschaftlichkeit:

„Solange sie in den Kinderrollstuhl passte, lief alles gut. Nun aber bekam sie von der Krankenkasse einen Rollstuhl geliehen, der sie eher zurückwirft als voranbringt. Die Kasse dachte wirtschaftlich, was ihr gutes Recht ist, den Bedürfnissen der Behinderten jedoch nicht gerecht wird. In der Hoffnung, die junge Patientin werde schon hineinwachsen, stellte sie einen Elektrorollstuhl zur Verfügung, der zwei Nummern zu groß ist. Heute kommt sie nicht mehr durch die Ladentüren und kann die Beine im Lokal nicht mehr unter den Tisch fahren; womit sie automatisch wieder die Hilfe Dritter braucht. ... „Das Monstrum wiegt so viel, dass ich mich nicht mehr traue, Freundinnen um Hilfe zu bitten.““

Wo sich die Kasse darum sorgt, dass sie ja keinen unnötigen Cent berappen muss, und deswegen einen kaum benutzbaren Rollstuhl verleiht, der Jahrzehnte hält, sieht der Journalist eine an und für sich korrekte Sparsamkeit am Werk, die nur manchmal zu (unvermeidlichen?) „Härten“ führt. Und wo der Staat im Unterschied zu Hilfen für die Wirtschaft bei den Bürgern 2. Klasse sehr pingelig und langsam verfährt, teilt der Journalist ein Lob aus: „Die Sozialhilfe wird das Nötigste beschaffen helfen. Dennoch bleibt genug Bedarf, der nicht berücksichtigt werden kann.“

Der Staat hilft also nach Kräften. Und wenn dabei nacktes Elend herauskommt, dann liegt es daran, dass er nicht mehr helfen kann.

3. Wenn es überhaupt was zu mäkeln gibt, dann nicht über „unseren“ Staat, der Renten und Sozialhilfe niedrig hält, sondern über die allgemeine Inflation (mit der hat der Staat wohl nichts zu tun?), insbesondere über Ölseichs und islamische Fundamentalisten:

„Die kleine Familie ist ein typisches Beispiel dafür, dass ein mühsam erarbeitetes Altersruhegeld durch

GEGENSTANDPUNKT

Politische Vierteljahresschrift

Vortrag mit Diskussion

PETER DECKER STELLT DAS NEUE BUCH DES GEGENSTANDPUNKT-VERLAGS VOR:
20 Euro, 280 Seiten, Format A 5, ISBN 3-929211-05-X, erhältlich im Buchhandel

Das Proletariat

Die große Karriere der Lohnarbeitenden Klasse kommt an ihr gerechtes Ende

Nichts könnte unzeitgemäßer sein, als heutzutage vom Proletariat zu reden. So etwas mag es früher einmal gegeben haben – im Manchester-Kapitalismus, im Kaiserreich, vielleicht noch vor Hitler; aber das ist Ewigkeiten her. Inzwischen kann die Sozialwissenschaft keine Arbeiterklasse mehr entdecken – schon wegen der vielfältigen Lebenslagen, in die es die Lohnabhängigen verschiebt. Vor allem aber weisen diese selbst die Bezeichnung Proletariat als eine Beleidigung zurück, die sich ehrbare Steuerzahler und Arbeitsplatzbesitzer nicht bieten lassen müssen. Sogar als Schimpfwort für sozial minderwertige, rohe und ungesittete Zeitgenossen, die nicht in die gute Gesellschaft passen, ist der Prolet weitgehend ausgestorben.

Tatsächlich hat die bürgerliche Gesellschaft ihr Problem mit dem einst außerhalb stehenden, rechtlosen und rebellischen Arbeiterstand offenbar gelöst. Vor der „starken Hand des Arbeiters“, die alle Räder stillstehen lässt, wenn sie nur will, fürchtet sich kein Kanzler und kein Mittelständler mehr. Arbeiterparteien, die den Umsturz von Staat und Wirtschaft betreiben, und Gewerkschaften, die zugunsten des Lebensunterhalts ihrer Mitglieder die Interessen der Wirtschaft missachten, sind verschwunden. Die Gesellschaft kann's zufrieden sein.

Aber hat sie auch die Probleme gelöst, die dieser Stand mit ihr hat, – oder hat sie nur dessen Widerstandswillen aufgelöst? Jedenfalls sind Armut, Verwahrlosung, Not und Lebenskampf unter den „Sozial Schwachen“ nicht zusammen mit dem Proletariat ausgestorben. Die demokratischen Medien, die nichts verschweigen, berichten von freien Arbeitnehmern, die flexibel zwischen Tag-, Nacht- und Schichtarbeit, Überstunden und Unterbeschäftigung wechseln; von „working poor“ in einem „Niedriglohnssektor“, dessen Entgelt seinen Mann nicht ernährt. Sie wissen aber auch von normal verdienenden Familienvätern, die gleich in die Armut abstürzen, wenn sie sich unvorsichtigerweise ein paar Kinder leisten; andere hängen dauerhaft in der Schuldnerberatung, weil sie sich sonst etwas geleistet haben. Man kennt die „abhängig Beschäftigten“ allesamt als Kassenpatienten, für die im Krankheitsfall die schlechtere Abteilung einer „Zwei-Klassen-Medizin“ zuständig ist; und im Alter werden sie Sozialrentner, die dem Gemeinwesen unerträglich zur Last fallen. Wenn alles gut geht! Es gibt nämlich auch noch die unbeschäftigten Teile der modernen Arbeitnehmerschaft, die Arbeits- und Obdachlosen, Sozialhilfeempfänger und Penner. Der menschliche Schrott der Leistungsgesellschaft gilt endlich auch den Maßstäben des Sozialamts als echt arm.

Was also hat sich geändert seit den Tagen, in denen es ein rechtloses, nicht gesellschafts- und nicht überlebensfähiges Proletariat gegeben hat? Vor allem eines: Der „Vierte Stand“ steht nicht mehr außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und kämpft nicht mehr gegen sie um sein Überleben. Die Arbeiterklasse hat sich integriert – und das voll und ganz auf eigene Kosten. Sie hat das Bewusstsein aufgegeben, dass die zahllosen unglücklichen Einzelschicksale aus ihren Reihen einen gemeinsamen Grund haben, und dass die vielfältigen Lebenslagen, in denen sich Lohnabhängige finden, auf eine gemeinsame Klassenlage und einen gemeinsamen Gegensatz zu den Eigentümern der Produktionsmittel zurückgehen.

Für diesen Fortschritt war vieles nötig, von dem das Buch handelt. Vor allem hat der Staat sich und seinen Aufgabenkatalog ändern müssen, damit sich die Rechnungsweise des Kapitals und sein freier Gebrauch der Arbeit nicht ändern musste. Die Staatsmacht, die das Eigentum garantiert, hat gelernt, auch den Erwerb durch Lohnarbeit als ehrbares Geschäft anzuerkennen und hat sich deshalb der Regelung dieses Tauschgeschäfts ebenso gewidmet, wie der besonderen Sorte Eigentümer, die nur sich selbst, d.h. ihren eigenen Körper besitzen. Inzwischen werden die proletarischen Lebensumstände umfassend staatlich verwaltet. An der ökonomischen Rolle, die der Lohnarbeiter spielt und an den Folgen, die seine Rolle für ihn hat, haben die sozialen Jahrhundert-Reformen nichts geändert. Was als das Ende des Proletariats gefeiert wird, ist nur die Vollendung seiner Funktionalität für Staat und Kapital. Das Proletariat können Arbeiter, Unternehmer und Sozialwissenschaftler nicht mehr wiedererkennen, weil es fertig hergerichtet ist.

Die Karriere eines Jahrhunderts ist zu Ende – und alle Gründe für die soziale Revolution bestehen fort.

Donnerstag, 05. Dezember 2002, 20.00 Uhr
Ex-Komm, K4 im Künstlerhaus, Festsaal
Nürnberg, Königstr. 93

www.gegenstandpunkt.com / gegenstandpunkt@t-online.de

Mietverteuerungen und steigende Heizölpreise langsam aufgezehrt wird.“

4. Weswegen der Mangel der Sozialgesetze recht eigentlich darin besteht, eine alte Menschheitsfrage nicht zu beantworten:

„Die Sozialgesetze der Bundesrepublik sind umfangreich und trotz einiger überflüssiger Vorschriften in vielen Fällen richtig. Doch in keinem Gesetz steht, wie viele Schicksalsschläge ein Mensch verkraften kann.“

... verdient Anerkennung

Der Staat behandelt also den menschlichen Abfall völlig zu Recht als solchen, weswegen auch der Zweck der Weihnachtsaktion nicht in der Beseitigung des Elends liegt, sondern in der Verteilung von Almosen zur „Freude für alle“. Nachdem die Opfer freilich wenig

Grund zur Freude haben, wenn ihr Elend fort-dauert, wird ihnen von der Zeitung auf den Zahn gefühlt, ob sie die Almosen auch gebührend würdigen.

1. ist Bescheidenheit die Grundvoraussetzung; am besten haben die Elendsbürger überhaupt keinen Wunsch; denn eigentlich sind Wünsche unverschämt.

„Sie wäre nie auf den Gedanken gekommen, einen Mantel zu erbitten. „Es gibt verschämte Arme und unverschämte Arme“ sagt sie. Und unverschämt will sie nicht sein.“

2. Wenn schon ein Wunsch vorliegt, ist er eingehend auf seine Angemessenheit zu untersuchen:

„Männer träumen zuweilen vom sportlichen Wagen. Autos gelten als „der Deutschen liebstes Kind“.

Fortsetzung Seite 3, Spalte 4 oben

Kritik der bürgerlichen Wissenschaft

Platon: Von der Kinderstube des Denkens ins Altenheim der modernen Philosophie

„Platon ist eins von den welthistorischen Individuen, seine Philosophie eine von den welthistorischen Existenzen, die von ihrer Entstehung an auf alle folgenden Zeiten für die Bildung und Entwicklung des Geistes den bedeutendsten Einfluss gehabt haben.“ (Hegel) – „Unsere heutige Sprache und Weltanschauung sind durchgängig von den Ergebnissen der antiken Wissenschaft durchsetzt.“ (Windelband) – „Ich würde sagen, es ist die treffendste Charakterisierung der philosophischen Tradition Europas, dass sie aus einer Reihe von Fußnoten zu Platon besteht.“ (Whitehead)

Vorsicht, beim Loben und Verehren der Tradition! Vielleicht ist es gar nicht so vorteilhaft, herauszuposaunen, dass man seit 2500 Jahren im Prinzip nichts dazugelernt haben will. Zumal auch noch gar nicht feststeht, was der alte Grieche überhaupt gewusst und gekonnt hat und – das ist nicht dasselbe! – was die Einsichten taugen, die die Modernen von ihm bezogen haben wollen. Eine nüchterne Prüfung ist offenbar ein Verstoß wider die guten Sitten, wenn ein Fach sich dazu entschlossen hat, seine Tradition wie einen *Schatz* zu hüten – „Eins der schönsten Geschenke, die uns das Schicksal aus dem Altertum aufbewahrt, sind ohne Zweifel die Platonischen Werke.“ – und sich ob dieser hohen Verantwortung gar nicht lächerlich vorkommt, lauter Warnungen auszustößen, der Glanz des Juwels könne verblasen, wenn ein unbefangener Verstand einen prüfenden Blick darauf wirft. Ist es eigentlich schade um ein Stück Literatur, wenn es *dabei* kaputt geht?

Doch diese Gefahr besteht bei Philosophen nicht. Noch in jedem Lektürekurs ist der Seufzer präsent: „Man müsste ihn im griechischen Original lesen (können)!“ Denn die Substanzverluste beim Übersetzen sollen enorm sein. Worin diese Substanz besteht und was an ihr durch die eher harmlose Prozedur der Übertragung in eine andere Sprache verloren gehen soll, das braucht dabei niemand angeben zu können. Es geht vielmehr darum, sich vorab schon mal für unfähig zu erklären, den Gehalt eines Textes hinreichend zu erfassen. Mit dieser Pose wird bedeutet, dass jedenfalls mehr in und hinter einem Text steckt, als er je hergibt. Dieses allgemeine Grunddogma des Interpretierens hat Platon-Experten zu dem Einfall beflügelt, bei Platon eine exoterische und eine esoterische Philosophie zu unterscheiden: Exoterisch, das sind seine Schriften, das, was Platon aufgeschrieben hat und was von ihm überliefert ist – das aber soll gerade nicht seine eigentliche Philosophie sein. Das Eigentliche, Esoterische – man fragt sich schon, worin das noch bestehen soll – ist dann das, was er nicht aufgeschrieben hat! Es ist, als wollten sie sagen, dass sie Platon viel mehr verehren, als er wegen seiner Schriften verdient.

*

„Mit Platon beginnt die Wissenschaft.“ Das mag schon sein. Bloß, wieso kommt dieses verbreitete Urteil als Lob daher? Schließlich sind nicht gleich großartige, heute noch bahnbrechende Erkenntnisse zu erwarten, wenn ein Geist, der bis dahin damit befasst war, sich eine mythologische Götterwelt auszumalen, sich erstmals im Urteilen übt. Eher schon liegt der Vergleich mit dem kindlichen Gemüt nahe, das sich auch nicht gleich mit druckreifen Gedanken zu Wort meldet, wenn es sich von den Einfällen seiner Phantasie emanzipiert.

I. Platon und die Wissenschaft

In allen Dialogen lässt Platon seine Figuren *Definitionen* suchen. Die Schiffsbaukunst nimmt in dieser Hinsicht ebensoviel Raum ein wie die Frage, was den Menschen vom Tier unterscheidet; was ein Staatsmann ist, ist genauso interessant wie die Frage, worin sich Schein und Sein unterscheiden; und das Gute, Schöne und Wahre darf natürlich auch nicht fehlen. Und in all diesen Fällen wird erst einmal an der Frage herumgedoktert, was überhaupt eine Definition ist. Woran ist man eigentlich, wenn Sokrates seinen Spezi Theaitetos, der die Frage, was Erkenntnis ist, mit einer Aufzählung beantwortete (Erkenntnis gibt es in der Messkunst, in der Schuhmacherkunst usw.), wie folgt schulmeister?

„Das Gefragte aber war nicht dieses, wovon es Erkenntnis gäbe, noch auch, wievielerlei sie wäre. Denn wir fragten nicht in der Absicht, sie aufzuzählen, sondern um die Erkenntnis selbst zu begreifen, was sie wohl sein mag.“

Oder wenn im Phaidon – ums Schöne geht es in diesem Dialog – die schönen Worte fallen, „dass vermöge des Schönen alle schönen Dinge schön werden.“ Na schön, tautologischer kann die Antwort auf die Frage, was schöne Dinge auszeichnet, nun wirklich nicht ausfallen. Weiter hat es Platon offenbar noch nicht gebracht als zu dem *Bedürfnis*, dass es beim Erkennen um die Bestimmung der allgemeinen Natur einer Sache gehen *soll*. So hat er sich mit seinen Definitionen schon bei seinen Zeitgenossen blamiert. Da mühen sich die Gesprächspartner im Politikos beispielsweise redlich, die Frage zu beantworten, was der Mensch ist, und sie landen schließlich und zur Zufriedenheit aller bei der Auffassung, der Mensch sei „ein nichtgefiedertes, zweibeiniges Lebewesen“. Gesucht hat er nach einem Unterschied zu den anderen Tieren. Eingehandelt hat er sich ein gerupftes Huhn, das der Spaßvogel Diogenes den Anhängern Platons über die Mauern der Akademie geworfen hat. Und das ist noch einer der besseren Fälle, in denen ein Dialog überhaupt mit einem positiven Ergebnis endet. In den meisten Fällen scheitert nämlich die Bemühung, was bekanntlich dem alten Sokrates seinen Ruf als großen Philosophen eingebracht hat. – *Die Anfangsgründe des Urteilens zeichnen sich durch alle Anzeichen theoretischer Hilflosigkeit aus.*

Wenn einer schon wegen seiner *Gleichnisse* berühmt ist! Als ob man dieser Denktechnik nicht den Mangel an theoretischer Bestimmung entnehmen könnte! Kaum ist ein Urteil verlangt, wird die Phantasie bemüht, um das fehlende Prädikat durch den Appell an eine *andere* Vorstellung zu ersetzen. Was drückt es denn aus, das famose Höhlengleichnis? Die unmittelbare Anschauung habe es mit den Schatten der Dinge zu tun und nicht mit den Dingen selbst. Um das, was die Dinge selber sind, zu erfassen, müsse man ihre Idee, ihre allgemeine Natur erkennen. Anschauen und Erkennen sollen also zwei Paar Stiefel sein. Gerade deswegen aber ist es blöde, das Erkennen auch wieder in ein Bild zu packen, das es mit dem Anschauen gleichsetzt: Beim Erkennen schauen wir nicht die Schatten an, sondern die Dinge selber, heißt es da. Wer in dem Bild weiter denkt, kommt prompt auf ganz verkehrte Gedanken: Bei ihm hat dann das Erkennen nichts mit dem Inhalt der Anschauung zu tun und erklärt nicht diesen Inhalt, sondern es bewegt sich in einer ganz anderen, getrennten Welt. Die Ideen sind ein eigenes Reich, das mit den Dingen, wie sie aus der Anschauung bekannt sind, nichts zu tun hat. Gleichwohl sollen die Ideen *deren* allgemeine Natur sein. Also muss ein Verhältnis her: Die Dinge sind etwas, die Ideen etwas ganz anderes. Platon hat da auch nicht recht weiter gewusst. Er sagt: Die Dinge haben „Anteil“ an den Ideen. Zu 50 % oder was? Dieser ganze Unfug ist übrigens Platons Ideenlehre. – Der Mangel dieser Denktechnik, in Bildern zu denken, ist in den Dialogen den Teilnehmern auch durchaus bewusst. Im Theaitetos wird beispielsweise die Behauptung aufgestellt: ‚Erkenntnis ist wie ein Wachsblock; der Stempel, den man in ihn hineindrückt, verhält sich zum Abdruck, den er hinterlässt, wie die Wirklichkeit zur Erkenntnis.‘ Und während alle eine Zeit lang, statt an der Erkenntnis weiter zu denken, an der Metapher weiter machen, kommt einer doch auf den Einfall: ‚Beim Erkennen kommt es auf den Unterschied zwischen richtig und falsch an – Abdrücke können aber nicht richtig oder falsch sein.‘ Mit der Erkenntnis verhält es sich also doch nicht wie mit einem Wachsblock. Da aber keiner der Dialogpartner ein besseres Angebot hat, bleibt schlussendlich die Frage wieder einmal offen. Was als *Dialektik* Platons gelobt wird, ist der Sache nach eine Auskunft über den trostlosen Geisteszustand dieses Denkers: er treibt sich in Widersprüchen herum, ohne sie auflösen zu können. Gerade die Dialoge, die als besonders

tiefgründig gelten, sind von dieser Art. Der Parmenides z. B.: Kommt einer daher und behauptet: ‚Alles ist Sein. Dann ist alles ein und dasselbe – eben Sein, und alle Unterschiede, dass es verschiedene Dinge auf der Welt gibt, dass die sich auch mal verändern, sind bloßer Schein, Lug und Trug.‘ Kommt natürlich der nächste und sagt: ‚Und was ist der Schein? Nichtsein?‘ Dann gibt’s ihn aber gar nicht. Also doch Sein.‘ Da wird zuerst einmal alles in einen Topf geworfen – Sein –, und dann wundern sich die Beteiligten darüber, dass sie nichts mehr auseinander halten können. Schon wieder ein Ersatz für Wissen. Wer nichts weiß, behilft sich mit Universalien, die nichts Bestimmtes mehr enthalten, mit denen aber alles erklärt sein soll.

Nicht umsonst kommt das Ganze als *Dialog* daher. Auch nicht gerade ein Dokument für Wissenschaft. Es soll nicht jeder Mist gelten; auf begründete Auffassungen soll es ankommen. Deswegen werden die Gründe für und wider die vorhandenen Vorstellungen gegeneinander abgewogen. Aber der objektive Grund der Sache hat sich offenbar noch nicht herausgestellt – dann ist nämlich Schluss mit dem Hin und Her.

*

Im Übrigen hat es gar nichts ausgemacht, dass die alten Griechen nichts gewusst haben. In ihrer Sklavenhaltergesellschaft sind sie ganz gut ohne Wissen ausgekommen. Was ihre ersten wissenschaftlichen Übungen beflügelt hat, war denn auch gar nicht ihr enormer Wissensdurst. Da hätten sie nämlich allen Grund zur Unzufriedenheit gehabt mit dem, was sie theoretisch zustande gebracht haben, und es nicht für einen Ausdruck von *Weisheit* gehalten, dass dem alten Sokrates ein ums andere Mal der Beweis gelingt, dass seine Zeitgenossen genauso wenig Ahnung von irgendetwas haben wie er. Getrieben hat Platon und seine Mannschaft vielmehr das Bedürfnis nach *Allgemeinverbindlichkeit*. Der Weise in den Dialogen ist gar nicht der, der besonders viel weiß und von dem sich deswegen die anderen eine sachliche Klärung ihrer Fragen erwarten können. Die Person des Sokrates steht vielmehr für den Imperativ: ‚Einigt euch mal auf eine allgemein gültige Definition!‘ Wer so daherredet, bietet selbst keine an. Durch Wissen Einigung zu stiften, ist seine Sache nicht. Sokrates mischt sich völlig unsachlich in jeden Meinungsstreit ein: Platon bringt die vorhandenen Auffassungen seiner Zeit an einen Tisch. Sokrates stellt sie einander entgegen, lässt sie zueinander in Widerspruch geraten und weist sie *damit* zurück. Er prüft und kritisiert also keine der Auffassungen, sondern legt das Kriterium der Allgemeinverbindlichkeit an: Weil und solange es noch widerstreitende Auffassungen gibt, darf keine von ihnen Geltung beanspruchen. Er sagt nicht: Wissen stiftet Einigung, sondern macht die Einigkeit der Beteiligten zum Kriterium für Wissen. Er verlangt nicht den Beweis der Richtigkeit der jeweiligen Meinung, sondern dass es ihrem Vertreter gelinge, die Gegenparteien von deren Positionen abzubringen. Verlangt ist mit diesem Kriterium einerseits weniger als Wissen: Es ist ja nur nötig, die Gegenparteien für die eigenen Auffassung zu vereinnahmen, und das ist eine Kunst, die ganz jenseits der Frage angesiedelt ist, ob die eigene Auffassung die Sache erfasst. Andererseits ist mehr verlangt: Der schönste Beweis nützt nämlich nichts, wenn die Leute aus ganz anderen als theoretischen Gründen auf verkehrtem Zeug beharren. Philosophen berufen sich auf einen allseits vorhandenen Einigungswillen und sind gleichzeitig seine einzigen Vertreter. Weil er eben nicht allseits vorhanden ist, müssen sie ihn immerfort als Imperativ vortragen. Deswegen ist ihr Geschäft rundum verlogen. Im Namen eines fiktiven ‚Uns-geht-es-doch-allem-um-dasselbe‘ bestreiten sie jedem Standpunkt das Existenzrecht, über den nicht allgemeine Einigkeit besteht.

*

So richtig philosophisch tief Sinnig wird es dort, wo es dieser Einigungsanspruch nicht mehr mit einer von ihm getrennt existierenden Sache zu tun hat, sondern nur noch mit sich selbst. Und das ist der Fall, wenn es – wie eigentlich in allen Platonischen Dialogen – um das Wahre, Gute und Schöne geht. In diesen Ideen hat sich das Bedürfnis nach Allgemeinverbindlichkeit seine eigenen fiktiven Gegenstände geschaffen: *Das Wahre* beschäftigt Platon und alle Philosophen nach ihm sehr. So sehr, dass sie die Erkenntnis von irgendwas

ganz aus den Augen verlieren. Es geht ihnen nicht um die Prüfung, ob dieses oder jenes Urteil die Sache trifft, also wahr ist. Sie bringen auch keine Wahrheiten über irgendwas heraus, sondern verschreiben sich ganz einem Ideal. Was muss einer wissen, wenn er sagt: ‚Mir geht es um das Wahre!‘? Null! Aber eine Botschaft hat er schon. Er bekennt sich zum Ideal der Einigkeit, das es nur auf Basis widerstreitender Meinungen gibt. *Jenseits* der sachlichen Differenzen, die Leute in ihren Auffassungen vortragen; jenseits der Frage, wer mit welcher Auffassung warum richtig oder verkehrt liegt; und unabhängig von jeder Prüfung, worum es den Leuten so geht, wenn sie ihr Zeug vertreten, soll eines feststehen: dass alle Beteiligten mit ihren Gedanken der Wahrheit die Ehre geben wollen. In den sachlichen Differenzen und in der Beharrlichkeit, mit der auf ihnen bestanden wird, tut sich freilich etwas ganz anderes kund: Dass sich da allemal konkurrierende Interessen um ihre Rechtfertigung bemühen und sich dabei gegen den Unterschied von wahr und falsch recht gleichgültig verhalten. Ebenso wie die Philosophen, wenn sie das Wahre zum gemeinsamen Menschheitsanliegen erklären. – Ihrer eigenen widersprüchlichen Unterstellung haben Philosophen auch einen Namen gegeben: *Das Gute* ist die Vorstellung eines die Menschheit einigenden letzten Zwecks, das Ideal konkurrierender Interessen. Die bleiben den Philosophen nämlich nicht verborgen, aber sie interessieren sie auch nicht. Deswegen postulieren sie jenseits der praktischen Differenzen, die Leute aneinander geraten lassen, einen gemeinsamen Endzweck allen zweckmäßigen Tuns; einen gemeinsamen Nenner von entgegengesetzten Anliegen. Jenseits von dem, was die Leute so wollen, wollen sie aber nichts. So bleibt der gemeinsame Nenner einerseits leer, das Ideal einer Gemeinsamkeit ohne Inhalt, denn der ist gerade strittig. Andererseits kriegen die heute von den Philosophen damit einen Endzweck ihres Wollens präsentiert, der ihnen als Verpflichtung gegenübertritt. Ohne auch nur ein einziges Interesse auf seine Vernünftigkeit hin prüfen zu müssen, ohne ein einziges Anliegen kritisiert zu haben, sehen sich Philosophen zur Zurückweisung berufen. Sie brauchen dazu nur das sie störende Interesse daran zu messen, ob es in die fiktive Interessengemeinschaft passt. – Damit liegt freilich die Frage auf dem Tisch, warum man das Gute wollen soll, wenn es dem eigenen Interesse widerspricht. Und auch hier machen Philosophen ihre eigene widersprüchliche Unterstellung explizit: Wenn man das Gute schon wollen muss, dann soll man es sich auch als Inbegriff des Wohlbefindens vorstellen können – *das Schöne*.

Im Geiste dieser drei philosophischen Lieblingsideen, mit dem Selbstbewusstsein also, es ginge dabei um die alle menschlichen Regungen und Strebungen einenden Zielsetzungen, werden dann die schönsten Diskussionen angezettelt. Und das geht so: Es findet beispielsweise ein Saufgelage statt (griech.: Symposium), und die Beteiligten unterhalten sich über die Liebe. Da fällt natürlich jedem etwas ein zu dem Thema, wer’s gerade mit wem hat. Und so fängt Platons Dialog auch an. Aber wir haben es mit Philosophen zu tun und deswegen bleibt es nicht dabei. Für die hehren Vertreter des Guten, Wahren und Schönen ist der Übergang zum Wesentlichen schnell gemacht: Bedarf die Liebe nicht des Schönen? Das Hässliche kann man nicht lieben. Also das Schöne. – Notwendig, o Sokrates! – Und ist nicht auch das Gute schön? – Also auch das Gute. – Und bedarf es nicht zur Erkenntnis des Guten der Wahrheit? usf. Es geht um nichts. Die Verehrer des Guten, Wahren und Schönen ziehen eine mords Spiegelfechterelei ab – sollen wir nicht für das Hässliche, Schlechte, Unwahre sein? –, nur um sich wechselseitig zu versichern, dass es ihnen in allem nur um das Beste gehe. Und mit diesem Bekenntnis hatten sie dann ihre Philosophen-Jünglinge endgültig mit Erfolg ins Bett geschwätzt.

*

Fortsetzung Seite 3, Spalte 1 oben

**Sozialistische Gruppe
Erlangen Nürnberg (SG)**
c/o Sprecherrat, Turnstr.7, Erlangen
www.sozialistischegruppe.de
E.i.S.; V.i.S.d.P.: E.Piendl-Witzke, c/o Turnstr. 7, Erlangen

PLATON: VON DER KINDERSTUBE ...
Fortsetzung von Seite 2, Spalte 4 unten

Die Beschwörung eines jenseits aller möglichen strittigen Punkte angesiedelten Einigungswillens rührt von praktischen Streitfragen her, die sich sachlich nicht entscheiden lassen; sonst würde man sich ja in der Sache einigen und nicht jenseits von ihr. Und sie verspricht einen verlogenen Umgang mit diesen Streitfragen, weil sie die streitenden Parteien auf einen fiktiven gemeinsamen Standpunkt verpflichtet. Diese Philosophentour ist damit aufgekommen, dass im alten Athen die politischen Verhältnisse strittig wurden. Das gängige Urteil dazu lautet: Die sittlichen Verhältnisse seien damals durcheinander geraten, die Verfassungen wechselten ständig, Unsicherheit machte sich breit und brachte das Bedürfnis nach theoretischer Klärung hervor; die Geburtsstunde der Philosophie.

II. Platon und der Staat

Im alten Athen gab es einen Kampf um die Macht und um die Beteiligung an ihr. Die Verhältnisse waren nicht so eindeutig, dass die politische Macht zusammenfiel mit dem Interesse des jeweiligen Fürsten, der sie innehatte. Über die Kriege, die sie führten, hatten sie sich abhängig gemacht von bislang untergeordneten Ständen. Und diese Stände stellten mit dem Wachsen ihrer Bedeutung für die Macht Ansprüche an sie. Auf der Tagesordnung standen damit so praktische Fragen wie: Ob die Macht und das Kriegeführen für den Reichtum der Fürsten und ihrer Sippen da sei, oder ob der Reichtum der Fürsten für das Kriegführen da sei. Diese Frage war alles andere als von theoretischem Charakter. Die streitenden Parteien haben sich, um sie in ihrem Sinne zu entscheiden, wechselseitig munter die Köpfe eingeschlagen. – Und dann kam Platon: Der mischte sich in diesen Streit ein mit der befremdlichen Behauptung: „Uns geht es doch allem um dasselbe, nämlich das Gute. Klären wir also, was das Gute ist, und lösen so den Streit sachlich auf.“ Sachlich ist freilich schon dieser Einstieg in den Dialog, Gorgias heißt er, überhaupt nicht. Sache soll ein gemeinsames Interesse der streitenden Parteien sein. Das gibt es aber nicht. Die tragen ja gerade ihren Interessensgegensatz aus; aber worin der besteht, das interessiert Platon nicht. Ein Aristokrat meldet sich zu Wort, Kallikles, der auf den alten Verhältnissen besteht: „Gut ist, was den Mächtigen nützt.“ So eine ehrliche Antwort hätte eigentlich die ehrliche Entgegnung verdient: „Das ist gut für dich, aber schlecht für mich!“ Damit wäre das Gespräch zu Ende gewesen. Aber wir sind ja wieder unter Philosophen und so nimmt das Gespräch einen anderen Gang. Sokrates verpflichtet sein Gegenüber auf seine Frage und fordert ihn zu dem Nachweis auf, dass, was gut für Kallikles sei, allgemein gut sei. Wäre Kallikles etwas heller gewesen, hätte er gesagt: „Mein Freund, du führst hier einen Standpunkt ein, der jedes Interesse bestreitet. Was ist schon allgemein gut? Auch die Schuhmacherkunst produziert nur Schuhe und nicht das Gute. Das Gute verträgt sich mit keinem Interesse, es ist selber für nichts gut. Warum also soll man diesen Standpunkt einnehmen?“ Er hätte auch fortfahren können: „Es kommt mir gerade so vor, als würdest du mich zum Heucheln auffordern. Ich hätte natürlich antworten können: „Glückliche Führer sind gut für alle, weil sie dann ihre schlechten Launen nicht an ihren Untertanen auslassen.“ Aber das Heucheln fällt nicht in mein, sondern in dein Fach. Du greifst in einen Streit ein. Aber nicht ehrlich, indem du begründest, was dir nicht passt, sondern indem du dich auf ein fiktives allgemeines Interesse berufst.“ Aber Kallikles lässt sich blamieren und wie immer, wenn ein Blödel in den Dialogen Platons nicht mehr weiter weiß, gilt das als Beweis dafür, wie richtig Sokrates liegt. Und der darf deswegen auch ausführen, was mit dem Guten gemeint ist: Ein Standpunkt, der jedes besondere Interesse negiert und nur gelten lässt, was sich als Dienst und funktioneller Bestandteil eines gedachten allgemeinen, höheren Interesses denken lässt. Seine Gegner müssen sich so von Sokrates die Frage stellen lassen: „Wozu ist dein Nutzen gut?“, und über die allgemeine Auskunft, dass der Nutzen eigentlich generell für nichts gut ist, kommt Sokrates schließlich zu dem von vorneherein unterstellten Resultat, dass das Gute darin besteht, wozu jeder gut ist; dass jeder auf dem Platz, auf den es ihn verschlagen hat, sich als funktionelles Element des Staats-

ganzen bewährt: der Sklave als Sklave, der Staatsmann als Staatsmann, der Baumeister als Baumeister usw. Das ist die antike Vorstellung von Gerechtigkeit. Sie besteht auf einer radikalen Trennung von Recht und Nutzen, und zwar weil das Recht mit dem Nutzen der Aristokraten zusammenfällt; deswegen kommt es nämlich bei den Untergeordneten nur auf den Dienst an. Die antike Tugendlehre ist der entsprechende Ständerassismus. Tugend ist, wozu einer tüchtig ist; und tüchtig ist, wer so ist, wie der Stand es von ihm verlangt: Tapferkeit für den Kriegerstand; Besonnenheit, nämlich die Kunst sein Begehren zurückzustellen, für die Mannschaft, die den Reichtum herbeischafft; und für die Herrschenden die Weisheit, deren es bedarf, um das, was die Dienste der Stände einbringen, nicht durcheinander zu bringen.

Mit der Platonischen Staatsidee hat die Philosophie gleich im ersten Kapitel ihrer Geschichte eine der größten Absurditäten des abendländischen Geisteslebens hervorgebracht. Einerseits gibt sie die praktisch gültige Sichtweise eines griechischen Aristokraten wieder, der, von der Selbstverständlichkeit ausgehend, dass sein partikulares Interesse Staatsraison ist, kein anderes partikulares Interesse gelten lässt und die unter seiner Herrschaft stehende Gesellschaft als ein funktionelles Ganzes betrachtet, das zur Mehrung seiner Privatmacht da ist und das sich nach den dafür notwendigen Diensten gliedert. Andererseits bezieht Platon all diese Dienste gar nicht auf dieses *entscheidende* Interesse, dessentwegen es sie nur gibt, sondern auf ein allgemeines Interesse, das im griechischen Staat und in dem Kampf um die Macht in ihm nicht vorhanden war. Platons Standpunkt hieß: *Philosophenkönigtum*. Die Aristokraten sollen die politische Macht ausüben, aber nicht in ihrem Interesse, sondern um einer philosophischen Idee willen. Zu diesem Behufe wollte er sie zu philosophischen Spinne- rnen machen, sie mit Musik und Mathematik erziehen – was ja noch gegangen wäre –, ihnen vor allem aber eigenen Besitzstand und eigene Frauen untersagen, um sie an der Verfolgung eigener Interessen und damit am Streiten zu hindern; aber ihre Macht sollten sie behalten dürfen. Wofür eigentlich? Statt ihre Macht für sich einzusetzen, sollten sie mit ihr einen Standpunkt durchsetzen, der ihr Interesse bestreitet. Und das alles bloß, um der Idee des Guten zur Macht zu verhelfen.

Das war den Herrschern dann doch zuviel! Bei aller Liebe zur Philosophie – die vornehmen und mächtigen Figuren haben sich damals mit den Insignien des Geistes ausgestattet, die Fürsten hatten selbst oft philosophische Ambitionen, zur Unterhaltung versteht sich, und um das eigene Interesse im Lichte des Guten, Wahren und Schönen zu erklären und die Gewalt, die sie ausübten, als Staatskunst zu betrachten, zu der nur die Weisen befähigt seien –, dieses Verhältnis von Macht und Geist, in dem der Geist die Macht überhöht, ihr den Schein des Geistigen verleiht, ist eben doch etwas ganz anderes, als wenn der verlogene Schein wahr gemacht werden soll, dass der Geist die die Macht bestimmende Größe sei und die Philosophen die Macht beanspruchten. Platon, selbst aus vornehmerm Haus, den eine philosophische Freundschaft mit dem sizilianischen Herrschaftsprössling Dion verband, brachte es so weit, dem sizilianischen König eine Verfassung auszuarbeiten, in der er die in seiner Politeia entwickelten Staatsideen einbrachte. Geltung bekam diese Verfassung nie. Der weise König konnte sich einfach nicht mit dem Gedanken anfreunden.

Szenenwechsel: So als wollten sie alle sagen: „Wir sind nicht für unser Denken verantwortlich.“ berufen sich moderne Denker mit Tradition auf historische „Quellen“, denen sich ihr Zeug verdanken soll. Gleichzeitig verhalten sie sich zu der historischen Notwendigkeit, der sie unterliegen wollen, denkbar souverän. Welchen Standpunkt Platon „begründet“ hat und heute ins Recht setzt, das entscheiden allemal noch sie mit ihren Maßstäben. Und eifersüchtig wachen sie darüber, dass nicht irgendwelche „falschen Propheten“ sich ihres Ahnherren bedienen.

III. Die Modernen und Platon

Die Berufung auf einen Vertreter der antiken Sklavenhaltergesellschaft adelte offenbar die demokratischen Verhältnisse von heute ebenso sehr wie die ihnen verpflichtete Wissenschaft.

Niemand will einfach nur selber einen mehr oder minder brauchbaren Gedanken anbieten, sondern an der eingebildeten Dignität einer 2500jährigen abendländischen Tradition Anteil haben. Freilich werden auch gewisse Differenzen bemerkt zu dem, was der demokratische Verstand heute für verantwortliches Denken hält. Dann kommt eine *tiefe Sehnsucht* zum Zuge nach der verloren gegangenen Unschuld der Philosophie. Wie gerne würde man auch heute noch die Einheit des Wahren, Guten und Schönen so „naiv“ und unbefangen beschwören wie die damals! Wie schön waren die Ideen, dass Wissen = Tugend und Geist = Macht! Doch leider: Die Zeiten, in denen man so philosophieren konnte, sind vorbei.

Seit es eine wirkliche Wissenschaft gibt, sehen sich die Philosophen zu einer *Polemik gegen Wissen* veranlasst. Es soll sich nämlich niemand einbilden, seine Einsicht, Wissen, wäre fürderhin gefragt, wenn es um die Frage „Was soll ich tun?“ geht. So kommt ein merkwürdiges Phänomen zustande. Neben und getrennt von den eigentlichen Wissenschaften und zugleich als eine eigenständige Wissenschaft institutionalisiert, existiert an den Universitäten eine Mannschaft, die, so als müsste nach wie vor erst noch die Idee von Wissenschaft erfunden werden, immer noch bei der Frage ist „Was ist Erkenntnis?“; und die mit allen ihren Bemühungen letztlich immerzu bei der dem alten Sokrates zugeschriebenen Aporie landet, dass man nichts wissen könne, außer dass man nichts wissen könne. Und das im Atomzeitalter! Das macht das Bekenntnis zum Nichtwissen etwas verlogen. Es ist nämlich ein Unterschied, ob ein alter Grieche bei sich und seinen Zeitgenossen fehlendes Wissen konstatiert und den Appell an die Einsicht in moralischen Fragen mit Wissenschaft wechselt oder heute einer aus dem Nichtwissen ein Gesetz der Menschheit verfertigt und einer vorhandenen Wissenschaft gegenüber Skepsis zur Pflicht macht. Wenn heute jemand daherkommt und den Dialog als Methode der Wahrheitsfindung propagiert, dann verpflichtet er den Verstandesgebrauch darauf, theoretische Fragen offen zu halten.

Diese Polemik gegen Wissen geht unter Berufung auf Platon, aber geradeso gut als Ablehnung von Platon – da sieht man einmal, was sich die Modernen von ihren verehrten Ahnherren sagen lassen: das, worauf sie hinauswollen. So taucht Platon in einem Buch über „die Feinde der offenen Gesellschaft“ auf, nach denen zu fahnden der Wissenschaftstheoretiker Popper offenbar zu seinen Aufgaben zählt. Platon hat nach Poppers Geschmack mit seinen „vollkommenen ewigen Ideen“ dem Missverständnis Vorschub geleistet, die Frage, woran man sich in praktischen Dingen zu halten habe, sei durch die Wissenschaft zu beantworten. Und das identifiziert er als undemokratische Gesinnung. Eine Auskunft über Platon, der die Bekanntschaft mit den westlichen Demokratien unserer Tage und ihrem Geistesleben schließlich noch nicht machen konnte, ist dies zwar nicht. Aber eine interessante Klarstellung über das Selbstverständnis eines modernen Wissenschaftstheoretikers: Der braucht keine Ahnung von Demokratie zu haben und auch keinen einzigen Platonischen Gedanken näher zur Kenntnis nehmen, um zielsicher jedes mit dem Anspruch auf Wissen verbundene Denken als undemokratische Geisteshaltung zu erschnüffeln. Wegen seiner Vorliebe für demokratische Verhältnisse, in denen ja wirklich niemand etwas von seinen Einsichten abhängig machen darf, propagiert er Nichtwissen als Tugend des Geistes.

Wegen ihrer Liebe zum Geist der Unterordnung ist die Kritik der Philosophen an der Gleichung Wissen = Tugend auch nicht als Kritik des Tugendprogramms misszuverstehen. Das wollen sie schon behaupten, dass Moral vernünftig ist und gelten soll. Die Modernen „deduzieren“ Moral glatt aus ihrer eigenen Skepsis: „Weil Wissen keine Sicherheit stiftet, deswegen brauchen wir ethische Fundamente.“ Oder: Weil Wissen keine Sicherheit stiftet, deswegen stiftet das Nichtwissen die nötige moralische Sicherheit. Ganz und gar dogmatisch kommt so bei diesen Skeptikern dann doch der ganze alte Schmarren – vom Guten, das man tun muss, von der Besonnenheit und Ehre, von der Dankbarkeit und Freundschaft – zu seinem Recht. *Als Pflicht* nämlich, deren Erfüllung keine Frage der besseren Einsicht zu sein hat. Deswegen mögen moderne Philo-

sophen auch die Gleichung Geist = Macht nur mehr in ihrer Umkehrung: Die Macht halten sie für sehr vernünftig, weil schließlich jemand mit dem Ungeist, dem Bösen, den mit Willen und Verstand begabten Menschen fertig werden muss.

ALLE JAHRE WIEDER ...
Fortsetzung von Seite 1, Spalte 4 unten

Aber darf ein spastisch gelähmtes Mädchen von einem Rollstuhl träumen? ... Allerdings kostet das Fahrzeug etwa 18.000 Euro. (Sie darf, denn „Manuela ist sehr begabt“ und „unterstützt sogar den Haushalt mit ihrem kleinen Einkommen.“)

3. Am schönsten ist es freilich, wenn das arme Schwein nichts für sich selber, sondern für noch Schwächere will; das ist nicht nur moralisch astrein, sondern vorbildhaft:

„Michael G. steht an Weihnachten mit leeren Händen da. Werden Thomas, 10, und Michael, 6, verstehen, dass der Krebskranke Vater ihnen diesmal nichts unter den Christbaum legen kann?“

Bei solchen Tugenden ist dann auch sicher gestellt, dass die Geschenkkempfänger den Zeitungslauten nicht vor die Füße spucken, wie sie es verdienen, sondern die pressefotogenen Glückstränen bei Lieferung herunterkullern lassen. Damit haben sie ihre Rolle in dem mehrwöchigen Zeitungsrummel auch voll erfüllt. Dass für derart lächerliche „Hilfen“ ein solcher Zirkus veranstaltet wird, braucht indessen nicht zu verwundern: Es geht eben nicht um die Elendsbürger, sondern die öffentlichen *Meinungsmacher* finden es an der Zeit, ihren Lesern einen Gedanken an das allgegenwärtige Elend zu verordnen:

„Die Aktion „Freude für alle“ soll dazu beitragen, dass diese Mitbürger die Gewissheit haben, nicht ganz vergessen zu sein.“

Den „*Ärmsten der Armen*“ soll man also durch eine Spende **Mut** auf ihrem weiteren Weg im Elend zusprechen: *Trotz und gerade in eurem Elend bekennen wir uns zu euch!* Das ist die Lektion, die zu lernen die Presse den Bürgern nicht zufällig an Weihnachten aufgibt. Vor allem den Bürgern 2. Klasse; denn diejenigen, die immer über Preissteigerungen und Ruinierung ihrer Gesundheit klagen – die also immer eine Chance haben, ins absolute Elend abzusinken –, sollen feste daran denken, wie gut es ihnen *eigentlich* geht:

„Würde nur jeder Leser, der sich heuer den kostspieligen Wunsch eines Fernsehgeräts erfüllt, an Karlheinz B. denken!“

Und solange diese solche Vergleiche anstellen und sich entweder über ihre hochherzige Spenderfreudigkeit selbst zu Tränen rühren oder mit etwas schlechtem Gewissen den Geldbeutel zuhalten, solange brauchen sich die Zeitungsfritzen um den Fortbestand des gewöhnlichen wie des außergewöhnlichen Elends keine Sorgen zu machen.

Weihnachten – immer Spitze!

Benzin teurer. Die Alte älter. Selber auch. Fernsehprogramm blöd. Weit und breit kein Grund zum Feiern, auch nicht ganz einfach. Aber mit ein bisschen gutem Willen könnt Ihr es auch heuer schaffen, ein frohes, segensreiches und trostvolles Fest über die Runden zu bringen. Aber keine Fehler machen! Nicht so fett essen! Nicht zu viel saufen, und wenn, dann Hering und Gurken im Haus haben! Keinen Streit anzetteln, und wenn, dann Versöhnung – mit einem extra guten Schluck! Mit Geschenken nicht übertreiben, aber auch nicht zu wenig – sonst gleich Verdacht. Überhaupt jeden Verdacht zerstreuen, freundlich sein! Wenn's schwer fällt, extra! Zwischendrin mal klagen, wie anstrengend Feiertage sind! Besuche nicht empfangen, sondern abstatten! Zur Begrüßung im örtlichen Dialekt bemerken: Habt Ihr aber heuer einen schönen Baum. Ist Euer Kleiner aber groß geworden. Ach ja, oder Ähnliches. Keine Experimente auf gemeinsamen Abenden mit anderen Pärchen! Zwei, drei anzügliche Bemerkungen tun's voll. Andererseits auch keine Gelegenheit auslassen, die eigene Frau/den eigenen Mann zu blamieren. Weihnachten ist nicht alle Tage. Das Fernsehprogramm lässt sich übrigens auch aushalten, wenn man beim Gucken darüber schimpft. Kinder nicht einfach weg legen, sondern abwimmeln, ansonsten sehr mögen! Nicht ans Geld denken: Weihnachten ist nicht das Fest des Geldes, sondern der Liebe. Nicht an Irak/Afghanistan denken. Weihnachten ist nicht das Fest des Kriegs, sondern des Friedens. Vom Krieg ist jeder betroffen, vom Frieden nur alle.

Den Friedensnobelpreis hat Jimmy Carter, Ex-Präsident und Handelsreisender für die Pax Americana, völlig verdient!

„... für seinen beharrlichen Einsatz über mehrere Jahrzehnte zur friedlichen Lösung internationaler Konflikte, für Demokratie und Menschenrechte sowie für wirtschaftliche und soziale Entwicklung.“ (Begründung des Nobelpreiskomitees).

Als Präsident der USA von 1977 bis 1981 war es für ihn selbstverständlich, dass Frieden mit Gewalt hergestellt sein will und dass dazu Amerika und sonst keiner berufen ist. Auch dass mit der Sowjetunion, die sich dem kapitalistischen Zugriff und einer Weltordnung nach den Grundsätzen von ‚freedom and democracy‘, also unter amerikanischer Führung verweigert, ein echter Weltfrieden einfach nicht zu haben ist, zumal wenn sie sich mit atomaren Waffen gegen die amerikanische Weltkriegsdrohung zu behaupten vermag. Dagegen war das erste Gebot verantwortlicher Friedenspolitik die Fortsetzung und Forcierung einer weltkriegsfähigen Aufrüstung, um den Systemfeind mit überlegener Gewalt zum Frieden, d.h. in die Knie zu zwingen: Die Russen „tot rüsten“: sie nach Möglichkeit zur Kapitulation zu treiben, weil sie den Kalten Krieg nicht durchstehen und einen „heißen“ nicht riskieren, das war das Ideal erfolgreicher amerikanischer Friedensstiftung angesichts der unerträglichen Lage, dass Amerika die ihm zustehende Freiheit zu überlegener Kriegsführung wegen der russischen Atommacht einfach nicht besaß. In diesem Sinne hat Carter keinen geringen Beitrag dazu geleistet, der Sowjetunion die Vergeblichkeit eines ständigen „Rüstungswettlaufs“ zur Aufrechterhaltung eines „atomaren Patt“ klarzumachen und daraus rüstungsdiplomatisch Friedenskapital zu schlagen, indem er die Verhandlungen mit dem Gegner über seine atomare Abrüstung – weitergeführt hat. Mit SALT II gelang es ihm, den Gegner mit seinen Atomraketen berechenbarer und damit für die USA den Atomkrieg besser führbar zu machen. Dass das Streben nach einer möglichst weit gehenden friedlichen Entwaffnung des Gegners mit einer Effektivierung der eigenen Bewaffnung für ein denkbares Weltkriegsszenario einhergehen muss, an diese Lesart des alten Sinnspruchs „si vis pacem, para bellum“ hat sich Carter auch anderweitig vorbildlich gehalten. Die Stationierung atomar bestückter Marschflugkörper auf dem potentiellen Kriegsschauplatz Europa und der Beschluss zur Stationierung der mit Atomsprengköpfen ausgestatteten Mittelstreckenraketen Pershing 2 wurde mit dem „Angebot“ zu einer „Null-Lösung“

an die sowjetische Seite verknüpft. Wenn die SU die SS 20 Atomraketen, die sie schon hat, wegschmeißt, noch bevor die amerikanischen Pershings produziert sind und aufgestellt werden können, verzichtet Amerika glatt auf sie: ein Musterbeispiel diplomatischer Friedensarbeit auf der Grundlage unbedingt glaubwürdiger Gewaltandrohung.

Die Feinddiplomatie hat er im Übrigen um eine schlagkräftige Waffe eigener Art bereichert: die Menschenrechtswaffe, mit der Amerika fremde Machthaber einer amerikanischen Prüfung auf die Legitimität ihrer Herrschaft unterwirft und damit ihre Anerkennung grundsätzlich unter den Vorbehalt stellt, dass nur „guter Herrschaft“ nach dem Kriterienkatalog der USA überhaupt ein Existenzrecht zukommt. Ein wahrhaft welthistorischer Einfall. Gemäß dieser ‚Überprüfung‘ sortiert sich die Staatenwelt ja wie von selbst nach den Herrschaftsgrundsätzen des eigenen kapitalistischen, demokratischen Systems und im Näheren nach ihrer Brauchbarkeit und Verlässlichkeit für amerikanische Interessen! Diese diplomatische Waffe leistet also beste Dienste für den Entzug der Anerkennung und die Bestreitung des Existenzrechts fremder Souveräne. Carters Verdienst aber reicht weiter. Mit der Menschenrechtswaffe führte er ein für alle Mal in die Welt diplomatie den Standpunkt der Unvollkommenheit eines Völkerrechts ein, das formell einen Respekt vor der Souveränität von Staaten festschreibt. Seitdem steht im Prinzip fest, dass Amerika diesem unhaltbaren Zustand mit seiner global ausgeübten Wächterrolle über die inneren Verhältnisse anderer Staaten auf die Sprünge und damit einer globalen Friedensordnung zum Durchbruch verhelfen muss – gegen Serbien z.B. und dann erst recht gegen die Taliban, den Irak.

Der wichtigste Beitrag zu einer dauerhaften Friedensordnung gelang Carter nach allgemeinem Urteil zweifellos mit dem Abkommen von Camp David 1978 zwischen Israel und Ägypten. Friedensfortschritte lagen zwar förmlich in der Luft, weil Israel seine arabische Feinde mit seinen Kriegen erfolgreich abgeschreckt und ihnen mit seiner überlegenen Gewalt und amerikanischer Hilfe eingebläut hatte, wie wenig sich Feindschaft gegen das israelische Staatseroberungsprogramm und seinen amerikanischen Paten lohnt. Seit dieser Friedensvermittlung, zu der Carter dank der überlegenen Macht Amerikas berufen war, genießen die USA den von allen Seiten anerkannten Status einer Garantiemacht für Frieden im Na-

Die SG veranstaltet alle 14 Tage mittwochs einen Diskussionstermin. Näheres unter www.sozialistischegruppe.de

Armut im Kapitalismus: Massenhaft, notwendig, nützlich

Dass es hierzulande Armut gibt, ist unstrittig. Kirchen weisen in „Armutsberichten“ darauf hin; in der Presse wird nicht nur zur Weihnachtszeit allenthalben von „Menschen in Not“ berichtet; bisweilen halten es sogar Politiker für angebracht, von der „Armut in einem reichen Land“ als einem „Skandal“ zu sprechen.

Zu einem solchen wird die registrierte Armut hierzulande allerdings dann doch nie. Noch weniger wird daraus ein Einwand gegen das schöne Gemeinwesen, zu dem Armut so offenkundig dazu gehört. Denn ungeachtet aller registrierten Armut steht fest: eigentlich „geht es den Leuten gut“ – womit Armut zur Ausnahme von der Regel erklärt wird. Sie betrifft Leute, die aufgrund „individueller Schicksalsschläge“ in dieser oder jener Form gehindert sind, am normalen und erfolgreichen (Erwerbs-)Leben teilzunehmen.

Wir sehen dies etwas anders, denn:

Selbst wenn es so wäre, fragt sich doch, warum in diesem „reichen Land“ die Kompensation solcher „Schicksalsschläge“ keine Selbstverständlichkeit, sondern der privaten Mildtätigkeit überantwortet ist.

Außerdem: Dass Bankdirektoren, Professoren, Ärzte oder Politiker ins Elend abstürzen, weil sie „zu viele“ Kinder haben oder wegen Krankheit ihren Beruf nicht mehr ausüben können, hört man selten. Getroffen werden von derart „unseligen Zufällen“ immer nur diejenigen, die auf Arbeit als ihre Erwerbsquelle angewiesen sind.

Warum ist das so?

Und: Was sagt es über das „normale Erwerbsleben“ aus, wenn es die Leute nicht einmal in Stand setzt, „Schicksalsschläge“ zu verkraften?

Gelegenheit, sich ganz mitleidlos hierüber Klarheit zu verschaffen, bietet die

Diskussion
am Mittwoch, 04. Dezember 2002 um 20.00 Uhr
im Gebäude des Sprecherrats, Turnstr. 7 (1. OG), Erlangen
Weitere Termine im Wintersemester 2002/2003: 18.12.2002, 15.01., 29.01.2003

hen Osten. Seitdem setzt Israel unter amerikanischer Oberaufsicht seine Lesart von Friedensstiftung im Nahen Osten nach innen und außen nur noch mit einseitiger militärischer Gewalt durch, was zweifelsohne zur Wahrung der Menschenrechte im Nahen Osten enorm beiträgt.

Carters Einsatz für Frieden und Menschenrechte kannte aber auch sonst keine Grenzen. Im Interesse einer wahren, von Amerika gestifteten globalen Friedensordnung scheute er vor keinem Konflikt zurück. So zögerte er nicht, anlässlich der Invasion der SU in Afghanistan 1979, mit der diese ihre südöstliche Grenze stabilisieren wollte, die Unterscheidung legitimer von illegitimer Gewalt klarzustellen und für den Rest der Staatenwelt verbindlich festzuschreiben: Die Rote Armee unterjocht ein friedliebendes Volk! Das fordert eine eindeutige Antwort der Weltgemeinschaft heraus, weil Amerika eine russische Machtkonsolidierung keinesfalls zulassen will – im Gegenteil. Carter stoppte die Ratifizierung des SALT II-Vertrags, verhängte ein Weizenembargo und organisierte vor allem den Boykott der olympischen Spiele 1980 in Moskau. Weltweite Ächtung und Isolierung des Systemfeindes sollte die für alle Staaten verbindliche Richtschnur sein. Bei der moralischen bzw. diplomatischen Verurteilung ließ es der damalige Führer der freien Welt nicht bewenden, denn das Ergebnis sollte nicht nur auf diesem Feld des friedlichen Systemvergleichs eindeutig ausfallen. Amerika unterstützte auch nach Kräften den Widerstand von Warlords und islamischen Kräften in Afghanistan, die damals für den Hüter von Freiheit und Demokratie noch unter die aufrechten Freiheitskämpfer gehörten, weil sich ihr islamischer Fundamentalismus gegen Moskau richtete. Die Carter-Administration war es auch, die damals die Taliban mit Geld und Waffen ausstattete!

Als Ex-US-Präsident, seit 1981, war Carter unermüdlich in „schwieriger Friedensmission“ unterwegs. Zum Beispiel fuhr er 1994 nach Haiti, wo die Clinton-Regierung eine aktuelle Herrschaftsfigur im Hinterhof der USA für illegitim erklärte und Clinton angeblich schon die Bomber starten ließ; oder 1994 nach Nordkorea, nachdem dieser Staat den Atomwaffensperrvertrag gekündigt hatte und die USA seine atomare Entwaffnung mit einem Krieg zu erzwingen drohten. In beiden Fällen ist es Carter gelungen, gewaltlos Frieden zu stiften, d.h. den USA einen in seinen Augen unnötigen, aufwendigen und womöglich schädlichen Krieg zu ersparen. Er erreichte nämlich ein Einlenken und Nachgeben der Gegner – Triumphe alternativer Konfliktlösung, die auf der glaubwürdigen Kriegsdrohung der offiziellen Politik beruhen! Die „erfolgreiche Friedensdiplomatie“, des Jimmy Carter baute eben auf

den laufenden Erpressungsmanövern auf, um ein Kriegsergebnis ohne Krieg zu erreichen! Dabei stellte er klar, dass es sich bei seiner Diplomatie um ein ganz ausnahmsweises und nur durch Unterwerfung unter Amerikas Verlangen zu rechtfertigendes Entgegenkommen an Politfiguren handelt, die keinerlei Achtung, sondern auch seinerseits nur Verachtung verdienen: „Diese kleinen Burschen, die vielleicht Atomwaffen bauen oder die Menschenrechte verletzen, brauchen jemanden, der ihnen zuhört, ihre Probleme versteht und ihnen hilft, zu kommunizieren.“ (FAZ, 12.10.)

Sicher hält Carter aktuell auch Saddam Hussein für so einen gefährlichen Irren, der dieser seiner Behandlung bedarf, um Amerika einen kostspieligen und nicht ungefährlichen Krieg zu ersparen. Aber diesmal ist solch ein Friedenswirken von offizieller Seite nicht erwünscht. Der Antiterrorkrieg von Bush lässt eine Diplomatie, die mit „Zuhören“ und „Kommunizieren“ verbunden ist, also auch nur entfernt etwas von „Vermittlung“ an sich hat, nicht zu. Antiamerikanische Schurken gehören bestraft und vernichtet, mit ihnen wird nicht einmal der Form nach verhandelt. So tritt die „friedliche Konfliktlösungsstrategie“ eines Carter, also seine Art von Kriegsdplomatie, weil noch viel zu sehr Diplomatie, in Konflikt zur kompromisslosen Kriegspolitik der Bush-Regierung und erscheint vor diesem Hintergrund glatt als moderat. Das Nobelpreis-Komitee 2002 meinte: „In der heutigen, von drohender Machtanwendung geprägten Lage hat Carter auf dem Prinzip beharrt, dass Konflikte in größtmöglichem Umfang durch Vermittlung und internationaler Zusammenarbeit auf Basis des Völkerrechts, Respekt vor den Menschenrechten und wirtschaftlicher Entwicklung gelöst werden müssen.“ (Begründung, dpa)

Die interessierte Welt hat selbstverständlich sofort verstanden, wie es gemeint ist: Carter – man bedenke: ein Ex-US-Präsident! – als besonders glaubwürdiger Kronzeuge für den aktuellen europäischen Antiamerikanismus. Das sitzt gegen Bush, den Kriegstreiber, der ohne auf Europa zu hören, also leichtfertig einen Krieg vom Zaun bricht! Weil das aber schon wieder ein wenig weit aus dem Fenster gelehnt ist, tadelt das norwegische Komitee dann auch gleich wieder seinen Vorsitzenden, der den Preis ausdrücklich als einen „Tritt ins Bein“ von Bush verstanden haben will. Sonst könnte es ja glatt zu echten diplomatischen Verstimmungen mit der US-Regierung kommen. Nicht auszudenken.

Radio Lora vom 18.11.2002

Die wöchentlichen Analysen der Redaktion des Gegenstandpunkt in Radio Lora können nachgelesen werden unter:
<http://home.link-m.de/lora/gegenstp/index.htm>

VORSICHT FALLE!

Die weihnachtliche Zeit veranlasst uns wieder einmal, eine deutliche Warnung vor Listenneppern, Büchenschleppern und Mitleidsfängern auszusprechen.

1. Ihr Trick ist immer derselbe: „Wenn Du nicht spendest, darben Witwen und Waisen, stolpern Krüppel hilflos durch die Gegend, treibt der Krebs sein Unwesen und die kleinen Negerkinder verhungern, vielleicht sogar noch ungetauft!“

So hauen sie einen auf der Straße, im Fernsehen, ja selbst in der eigenen Wohnung an und behaupten frech, du wärst schuld an allem Elend, weil du ein paar Mark in der Tasche hast und sie selbst vernaschst, statt sie ihnen zu geben.

2. Sie konstruieren also einen Zusammenhang zwischen deinem Geldbeutel und verhungern den kleinen Indern. Diese Lüge ist so frech, dass sie schon den Staat brauchen, der die Bettelei in großem Maßstab inszeniert, die Kirche und andere Institutionen, mit denen sie dir das Geld ganz offiziell aus der Tasche ziehen. Vielleicht fallen deswegen immer wieder die Leute auf den Trick herein, weil er so infam ist: Die Herren der Welt gehen mit dem Elend, das sie in den entlegensten Landstrichen anrichten, hausieren, malen es in den grellsten Farben aus, um dir ein schlechtes Gewissen über die Konsequenzen des national und weltweit wirkenden Treibens von Staat und Kapital zu verpassen, das sie dann abkassieren.

3. Obwohl der Bürger so ständig mit dem zur Schau gestellten Elend behelligt wird, dessen Gründe er aber nicht kennen darf, weil sonst der Trick nicht funktioniert, spendet er immer viel zu wenig, weswegen ihm Prominente durch ihr gutes Beispiel vormachen, was er tun soll. Deswegen wird er sogar noch bei Unterhaltungssendungen im Fernsehen als Egoist angemacht, der sich den trostlosen Spaß auch noch was kosten lassen soll. Hier wird dann ein besonders raffiniertes Köder ausgeworfen:

„Mit drei Euro sind Sie dabei. Eine Traumreise für Sie, und wenn Sie nichts gewinnen, dann wenigstens für einen guten Zweck!“

4. Wer jetzt immer noch denkt, seine 10 Euro würden wenigstens dazu beitragen, dass ein Behinderter seinen Rollstuhl, ein Obdachloser ein Häuschen oder ein kleiner Vietnameser seinen Reis kriegt, der ist auf die Sammler hereingefallen und meint allen Ernstes, dem Staat und seinen Wohltätigkeitsinstitutionen ginge es wirklich um die Beseitigung des Elends, genauso wie die Bundeswehr dem Frieden dient. Wer so was Dummes glaubt, muss wieder bei Punkt 1 zu lesen anfangen. Für die anderen geben wir ein Spendenkonto an –

GegenStandpunkt Verlagsgesellschaft mbH, Kto.Nr. 20 40 40 - 804,

Postbank München BLZ 700 100 80.

Da wird garantiert niemandem geholfen außer den Kommunisten. Da weiß man also, was man davon hat.